

Predigt als "ministerium Verbi"

Autor(en): **Herzog, Urs**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Freiburger Zeitschrift für Philosophie und Theologie = Revue philosophique et théologique de Fribourg = Rivista filosofica e teologica di Friburgo = Review of philosophy and theology of Fribourg**

Band (Jahr): **42 (1995)**

Heft 1-2

PDF erstellt am: **10.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-761416>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

URS HERZOG

Predigt als «ministerium Verbi»

I. «Ministerium Verbi». Zur Theologie der Predigt

Als die Verkündigung des Wortes Gottes in der Zeit ist die Predigt primär und im letzten Rede, die sich den andern, profanen und auch geistlichen Redeformen nicht zuzählen läßt. Wieviel Gemeinsames sie mit diesen immer teilen mag und wie sehr sie im Lauf der Geschichte ihnen so oder anders sich angleicht, von ihrem kirchlich-theologischen Selbstverständnis her ist die christliche Predigt jenseits jeder Menschenrede eine Angelegenheit reiner Geister eher als von Menschen. Johannes Chrysostomus, der Kirchenlehrer und Schutzpatron der Prediger, spricht von «einer Tätigkeit, welche die Vollkommenheit eines Engels erfordert» (*De sacerdotio* VI,1); im 16. Jahrhundert nennt sie der Jesuit G. Scherer unumwunden ein «Englisch Werck».

Die Gemeinsamkeit zwischen profaner und sakraler Rede, «Kanzelrede», ist unschwer auszumachen. Es ist die ganze Rhetorik, Rhetorik verstanden im weitesten Sinne des Wortes. Beidemale, auf dem Forum wie von der Kanzel herab, versucht einer, mit sprachlich-psychagogischen Mitteln seine Absicht bei einem Publikum durchzusetzen. Mit Augustinus – und zugleich mit Cicero – formuliert, es geht hier wie dort um den Versuch, den Hörer zu belehren (*docere*), zu ergötzen (*delectare*) und schließlich ihn zu bewegen und zu rühren (*movere, flectere*): «... ut doceat, ut delectet, ut flectat» (*De doctrina christiana* XII,27). Das ist der Blick von außen, mit dem der Vergleich beim Formalen und Äußeren bleibt. Die alles entscheidende Differenz im Innern und mithin das, was

die Predigt, bei all ihrer rhetorischen Veranstaltung, über alle Rhetorik hinaus zu einem «Englisch Werck» macht, entzieht sich ihm. Sie auf Rhetorisch-Literarisches (eine unter andern «literarischen Gebrauchsformen») und grundsätzlich auf nichts als öffentliche «Kommunikation» zu reduzieren heißt, zur christlichen Predigt in ihrer jeweiligen Gestalt ebenso wie in ihren geschichtlichen Ausfaltungen einen näheren, intimen Zugang sich im voraus zu vereiteln.

Die Predigt, die paulinisch sich als Verkündigung des Wortes Gottes versteht, bleibt an dieses, das ewige Wort, das in Jesus Christus Fleisch angenommen hat (Joh 1,14), gebunden, oder sie gibt ihre Sendung preis. Löst sich diese Bindung, wird die Grenze überschritten – hin zur Belehrung, zur Erbauung und zu so vielem noch, was «schön und gut» und sehr wohl nützlich sein mag, aber nicht länger Predigt ist im strikten, emphatischen Sinne. Nur dem Glauben sichtbar, ist Christus als das Wort Gottes leibhaftig das Wort, in dem Gott selber sich offenbart, in menschlicher Sprache in die Welt sich ausspricht. Dieses weihnächtlich-pfingstliche Heilsergebnis ist der ganze Inhalt des Evangeliums. Dieses Ereignis zu verkünden und unter Umständen es auch mit dem Martyrium zu bezeugen, nichts mehr und nichts minder ist dem Apostel und jeder christlichen Verkündigung nach ihm aufgetragen. Paulus, den ein Theologe des Barock als das «Formular aller rechtgeschaffnen Prediger» rühmen wird, will darum nicht sich selber predigen, sondern einzig Christus, den Herrn (2 Kor 4,5). Nichts anderes darf er kennen als ihn, «Jesus Christus, und zwar den Gekreuzigten» (1 Kor 2,2). Im Dienste des Herrn nennt sich der Apostel einen «Gesandten» («Für Christus kommen wir als Gesandte, so daß Gott durch uns predigt», 2 Kor 5,20). In solcher Gesandtschaft, solchem Dienst am Wort (*ministerium Verbi*), ist seine Bestimmung reine, durch nichts Eigenes noch anderes getrübe Durchgabe und Medialität bis zum äußersten. «Indem der Gesandte so für Christus aufruft, predigt Gott durch ihn. Des Gesandten Wort ist also Gottes Wort und Christi Wort» (H. Schlier).

So zu reden, «daß Gott durch uns predigt» – was vielleicht Engeln gegeben wäre, ist für menschliche (rhetorische) Begriffe die bare Unmöglichkeit. Denkbar, dem Glauben denkbar ist solche Rede einzig kraft des «Geistes, der aus Gott stammt» (1 Kor 2,12), des pfingstlichen Geistes, der in Feuerzungen über der ersten Kirche sich ausbreitet. Anders, ohne diesen bleibend zugesagten Beistand von oben (Joh 14,26), müßte der Prediger verstummen, an seinem Amte verzweifelt.

Er mag, wie die Predigtlehrer ihn anweisen, mit Gebet, rhetorischem Geschick und aller erdenklichen Theologie und Wissenschaft sich gerüstet haben, der Hilfe des Geistes entblößt, vom göttlichen «inneren Lehrer» (Augustinus) verlassen, ist seiner Predigt das Entscheidende versagt. Wie gelehrt und wie glanzvoll beredt auch immer, bleibt sie doch «Lufftrede», eitler *flatus vocis*.

Auch das Geschäft des Rhetors erschöpft sich nicht in der Kunst und Bravour der Rede. Sofern sein stärkstes Argument nämlich darin besteht, daß er untadelig, mit Aristoteles und Quintilian zu reden, ein *vir bonus* ist (*Institutio oratoria* 5,12,9), genügt bloße Rhetorik nicht. Vom Prediger aber wird, ungleich viel mehr, gefordert, daß er seine Botschaft exemplarisch auch lebe. Auf die Blätter der Worte haben die Früchte der Werke zu folgen, denn: «daz eine ist ân daz ander tôt» (Walther von der Vogelweide, L 7,15). «Alles muß predigen», verlangt der Heilige Bonaventura. «Wie die Stimme sich ganz ausspricht, so muß alles, was in einem Prediger ist, sich hingeben. Sein Leben, sein Lebensunterhalt, sein Heim, seine Kleidung, alles muß predigen» (*Opera* IX,538).

Es ist Gott, der in der Predigt spricht, während der Prediger idealiter nur Mittel ist, dient und zuläßt, daß «Gottes Wort in Menschenmund» (H. Schlier) laut werde, für immer und aller Welt (Ps 19,5; Röm 10,18). Damit sind Inhalt, Form und Wert der Predigt bereits bestimmt.

Inhalt ist das in Christus offenbarte Wort Gottes. Und das verborgener Weise immer und selbst dann noch, wenn nur unzulänglich und von Peripherem gesprochen wird. Was an der Predigt Form ist, ihre Sprache, der Stil, der Vortrag auf der Kanzel, alles untersteht dem einen Gedanken des Dienstes (*ministerium*), der Verdemütigung (*humilitas*) und jener Einfalt (*simplicitas*), die das Evangelium (Mt 10,16) segnet. Der Predigtlehre des Heiligen Augustinus ist es zu danken, wenn die einfache, rhetorisch «verdemütigte» Rede – der «sermo humilis» (E. Auerbach) – als Ideal und ständiges Korrektiv die christliche Predigt während Jahrhunderten begleiten wird. *Sermo humilis* meint, daß jene von der heidnischen Antike ausgearbeitete Kunst der Rede, deren Schüler und großer Meister Augustinus war, vom Platz der Herrscherin, der *regina artium*, auf den der Dienerin rückt. In der Predigt kommt nun der Weisheit (*sapientia*) der Vortritt zu; Beredsamkeit (*eloquentia*) hat ihr wie eine bescheiden dienende Magd auf dem Fuße zu folgen (*tanquam inseparabilis famula*) und niemals sich vorzudrängen (*De doctrina christiana* IV,6). Gespreiztes und Geziertes, alles Hochtrabende und was

immer «hoch herein fladdern» möchte (G. Scherer), ist der Predigt verderblich. «Red-Kunst» einzig um der Kunst willen ist auf der Kanzel ein Ärgernis. Denn sie «bläht auf» (1 Kor 4,18) und dient nicht, dem Wort Gottes so wenig wie der Gemeinde, und das Brot des Wortes, das dieser dringend auszuteilen wäre, wird frevelhaft vergeudet. Indem die Lehrer der alten Kirche die Predigt so mit dem Sakrament des Altares, den eucharistischen Gaben von Brot und Wein, vergleichen, beweisen sie deren allerhöchste Wertschätzung.

Der Prediger richtet sich an den Hörer, der die Verkündigung im Herzen aufnehmen, behalten und befolgen soll. Von einem leeren äußeren Hören unterscheidet die Schrift jenes innere, «herzliche», das im eigenen Leben praktisch wird. «Hört das Wort nicht nur an, sondern handelt danach» (Jak 1,22). Wer aber das Gehörte tut und so, als ein *factor verbi*, in Wahrheit zum Hörer des Wortes wird, der läßt es, im Sinne des Sämann-Gleichnisses, «hundertfach Frucht» (Lk 8,8) bringen. Dieses innere Gehör, diese ungeteilte Präsenz mit «herze unde ören», wird der Gemeinde stets von neuem angemahnt. «Bereitet eure Gehör vnd Herten zur Auffmercksamkeit» ist eine fast stereotype Wendung bei der Eröffnung der Predigt. Das Hören, das fruchtlos im Äußeren bleibt, hat vielerlei Gestalt. Eine ist das Interesse, das über einen möglichst geistreich-kunstvollen Vortrag nicht hinausgeht. Ihm ist die Predigt Schaustellung, eine neben andern Formen höherer Unterhaltung: das «spectacle», das La Bruyère beschreibt (*De la chaire*, 1) und Johannes Chrysostomus längst gegeißelt hat: «... nicht um über den Inhalt der Rede, sondern über das Ansehen der Prediger zu richten, sitzen die Zuhörer da.» Bei solchem Mißbrauch aber droht ganz anders die Predigt dem Hörer zum Gericht zu werden. Am gehorsamen inneren Hören des Wortes Gottes lesen die Theologen bis ins 17. und 18. Jahrhundert ein «Zeichen der Prädestination» ab. Wo dieses schwindet, sehen sie die Gefahr des ewigen Verderbens wachsen. Als Beweis dient ihnen die Schrift, und darin keine Stelle so sehr wie das Herrenwort Joh 8,47: «Wer aus Gott ist, hört Gottes Wort.» Es hingegen nicht zu hören, ein Prediger der Barockzeit sagt, «das Wort Gottes verachten, verabsäumen, auff die Seiten setzen, ist ein Zeichen Reprobationis, daß der Mensch von Gottes Angesicht ewig verworffen seye.»

Mit dem Prediger spricht von der Kanzel das göttliche Wort zu den Gläubigen. Im Glauben bewahrt und befolgt, wird es zur Antwort des Geschöpfes an seinen Schöpfer und Erlöser so, daß sich ereignet, was bei Jesaja verheißen steht: Aus Gott je ausgegangen, wird sein Wort nur

in Fülle wiederkehren. «Es kehrt nicht leer zu mir zurück, sondern bewirkt, was ich will, und erreicht all das, wozu ich es ausgesandt habe» (Jes 55,11).

Das ewige Wort, dem, in der Predigt verkündet, die Antwort des Menschen folgt – so, aber erst so verstanden, ist es weit jenseits des modisch herrschenden Jargons theologisch tief begründet, vom «Gespräch» und der «Kommunikation» christlicher Predigt zu reden.

II. Formen der Predigt

Das Amt des Predigers, ursprünglich und lange Zeit allein dem Bischof vorbehalten, wird kirchlich-staatlich, im Laufe der frühen Neuzeit auch städtisch (in detaillierten «Prädikantenordnungen») geregelt. Die Weisungen können sich ebenso auf Inhalt, Form und Vortrag der Predigt, deren Vorbereitung, Häufigkeit, Dauer oder Stil, beziehen, wie sie auch die Amtsführung und den Lebenswandel des Predigers betreffen. Ob nur auswendig zu predigen sei, wird beispielsweise bestimmt; ob der Ausschank von Wein für einen Prediger sich schicke, ist eine mögliche Frage.

Zu predigen ist das Recht und die Pflicht des geweihten Klerikers und bleibt den Laien in der Regel verboten. Und mochte zu Zeiten der theologische Bildungsstand der Priester noch so unzureichend sein, mit der Laienpredigt fürchtete die Kirche, nicht ohne Grund, den Einzug von Schwarmgeistern, Ketzern und Sektierern. Die Frau schweigt in der Kirche ohnehin. Predigt sie doch einmal, wie das wenige große Charismatikerinnen tun (Hildegard von Bingen), bestätigt die Ausnahme nur die geltende Regel des Apostels (1 Kor 14,34).

Der Hörer seinerseits wird, nach Konfession verschieden, auf den sonn- und festtäglichen Predigtbesuch verpflichtet. Damit ist die kirchliche Verkündigung religiöse Unterweisung und Belehrung und ineins stets auch ein Mittel gesellschaftlicher und staatlicher Disziplinierung.

Die früheste Verordnung stammt aus der Regierungszeit Karls des Großen, ein Erlaß vom Jahre 789. Darin wird generell auf die Reinheit der Unterweisung gedrungen (alles Unkanonische und Erdichtete ist in der Predigt zu meiden). Inhaltlich werden die Glaubens- und die Sittenlehre als die beiden Bereiche bestimmt, in denen zu predigen ist. Von Gott, seiner Natur und seinen Eigenschaften, von der Menschwerdung, dem Leben und Leiden des Herrn und von der Auferstehung der Toten

zu handeln, ist Aufgabe der Glaubenspredigt, während die Belehrung im Sittlichen zum einen um Laster und Sünde («Todsünde», *peccatum mortale*), zum andern um die Liebe Gottes und des Nächsten, um Glaube und Hoffnung und um die Tugenden und die heilswirksamen guten Werke geht.

Als Weitergabe (*paradosis*) der Offenbarung Gottes in seinem Wort an die Kirche – die ersten Gemeinden, endlich alle Völker des Erdkreises – ist christliche Verkündigung von ihrem Ursprung her Lehre des Glaubens und der Sitte. Eingebettet in den Gottesdienst der Kirche, ist sie Lehre des Glaubens im Auslegen der Schrift, in der gelehrten, dem jeweiligen Publikum «akkommodierten» Deutung einzelner Stellen und Worte (Perikopen). Zur sittlichen Belehrung wird sie als ein Ausmünzen dieses Glaubens in den geschichtlich sich wandelnden, aus dem alten Glauben immer neu zu praktizierenden Alltag hinein. Hier, in der thematischen Predigt (Sermo), droht dem offenbarten Wort als dem ersten und einzigen Grund aller Verkündigung das Verstummen in fromm verbrämter Moral und, exemplarisch in der Predigt des aufgeklärten 18. und des 19. Jahrhunderts, in schierer bürgerlicher Wohlanständigkeit – dort, in der Schriftpredigt (Homilie), liegt anders die Gefahr in jeder Form von Hermetik, falscher Mystik und falscher scholastischer Wissenschaft, die sich selber genügen, statt daß sie dienen, nur demütiger Dienst wären am Wort und an der Gemeinde.

Die Predigt hat sich herabzulassen. In Anlehnung an Jes 60,8 vergleichen sich die Prediger den Wolken. «Ist das Wort Gottes ein fruchtbarer Regen oder Schnee, so ist der Prediger die Wolcken, aus welcher dieser Regen und Schnee herabfallet in die Ohren und Hertzen des Menschen» (C. Purselt). Wer predigt und dem Fassungsvermögen seiner Hörer entgegenkommt, macht sich «die Füße des Geistes» notwendig staubig. Der Heilige Franziskus hat darum gewußt und sich doch, gegen schweren inneren Widerstand, für die Predigt und nicht für die einsame reine Kontemplation entschieden (Bonaventura, *Vita maior*, XII) und, geschichtlich unabsehbar folgenreich, den Orden der Minderbrüder zur Volks- und breitesten Missionspredigt bestimmt. Solche Herablassung und evangelische Einfalt im *sermo humilis* meint alles andere als den toten Staub eitler Wissenschaft, nicht platten Biedersinn noch rhetorisches Spektakel, nichts, womit die Predigt sich als ein «Englisch Werck» aufgibt.

Der enorme Reichtum, in dem die Predigt geschichtlich erscheint, kann typologisch sehr verschieden geordnet werden. Notwendig än-

dern sich das Genus, die Form, die Stilhöhe und der gesamte Habitus der Rede mit der kirchlichen, aber auch der profanen Epoche, mit dem Ort (Stadt, Hof, Land, Kloster, Schule, Konventikel...), mit dem Publikum, seiner Größe und Zusammensetzung (Klerus, Laien, Erwachsene, Kinder) und mit dem wechselnden Zweck und Anlaß. «Allen alles zu werden», die Devise über dem Apostolat des Heiligen Paulus (1 Kor 9,22) steht ebensogut über den zweitausend Jahren christlicher Verkündigung.

Innerhalb des liturgisch-kirchlichen Lebens formen sich unterschiedliche, teilweise fest geprägte Typen aus. Zum Beispiel die Predigt im Advent, früher eine Fastenzeit, die auf Weihnachten und den weihnächtlichen Festkreis vorbereitet, wie entsprechend die Fastenpredigt als Bußpredigt und als Sünden-, mittelalterlich auch als Sakramentenlehre zur Passionswoche und auf Ostern hinführt. Die österliche Predigt ist festlich gestimmt, heiter und oftmals ausgelassen bis zum Ärgernis. Im Kirchenjahr ist es die hohe «Zeit zu lachen» (Koh 3,4), Anlaß der lustigen Ostermärlein und des sprichwörtlichen «risus paschalis», des alten Ostergelächters innerhalb und außerhalb der Kirche. Die Zeit der Trauer, die «Creutz-Schul Christi» (ein Predigttitle von 1738), ist um. Von Italien ausgehend, kommt es im hohen und späten Mittelalter zum Brauch, während der vierzigstägigen Fastenzeit wo möglich täglich und mit Vorliebe in thematisch geschlossenen Reihen (*Quadragesimalia*) zu predigen.

Ein eigenes Genre stellt die Heiligenpredigt dar, die mit Luther protestantischerseits endet, um im gegenreformatorischen und barocken Katholizismus nur umso triumphaler fortzuleben. Die Marienpredigt, Feier, Preis und Meditation der zahlreichen Marienfeste, bildet eine ganze reiche Welt für sich.

Mit bestimmten Sonn- und Feiertagen haben sich gewisse Predigtsujets fest verbunden, einzelne grundlegende Punkte, auf welche die Kirche jedes Jahr von neuem eingehen wollte. An Sexagesima, dem zweiten Sonntag der Vorfastenzeit, kommen, im Anschluß an das Evangelium des Tages (Lk 8,4–15), die Belange des heiligen Predigtamtes und implizit oder offen denn auch die des Hörers zur Sprache. Predigtlehre (Homiletik) in nuce, ist diese Auslegung des lukanischen Sämänn-Gleichnisses jeweils als propädeutischer Eingang in den Raum der fastenzeitlichen Verkündigung gedacht. In der Neujahrspredigt und an Martini, da das alte Wirtschaftsjahr schließt und die Dienstboten wechseln, bietet sich die Gelegenheit, den Ständen und Berufen, einem nach

dem andern, die Pflichten und Versäumnisse in Erinnerung zu rufen. Damit wird – mag sich doch «niemand mit dem jenigen Stand und Ehren-Staffel vergnügen lassen, in welchen ihn GOTT und die Natur gesetzt hat» (C. Purselt, 1702) – die gesellschaftliche Ordnung, als ein natürlich-übernatürlicher Ordo theologisch begründet, weiterhin gefestigt. In dieser Sitten- und Ständepredigt ist darum mehr als in jeder andern Form kirchlicher Verkündigung deren gesellschaftlicher und politischer Gehalt mit Händen zu greifen.

Die Predigt hat ihren «Sitz im Leben» auch insofern, als sie sowohl alles private als auch öffentliche Geschehen von Belang in ihren geistlich-theologischen Horizont stellt, es bedenkt und deutet und, wenn es anders vergessen und verloren bliebe, überhaupt erst zur Sprache bringt. Buchstäblich von der Wiege bis zur Bahre führt diese Begleitung durchs Leben des Gläubigen: Die Predigt unterrichtet (*docere*), erhebt, ist festliche Feier und tröstet (*delectare*), lockt, drängt und droht, wo sie Gefahr sieht (*movere, flectere*). Bevor sie von den verschiedenen säkularen Instanzen in dieser Aufgabe mehr und mehr abgelöst wurde, war christliche Predigt – was immer sie daneben und über dem allem noch sein mochte, wie oft auch unzulänglich und vollends versagend – Lebenshilfe in einem kaum zu überschätzenden Grade. Was die Öffentlichkeit bewegt, fürstliche Hochzeiten, Krönungen, die Wahl des städtischen Rates, Kriege und Friedensschlüsse, Teuerung, Brand und Wassernot, die großen Pestzüge, alles ist, solange der Glaube an eine gütige Vorsehung besteht, Zeichen und Sprache, worin Gott offenbar wird. «Er redet leise, meist im Säuseln des Windes, aber er redet auch gewaltig, harte Ohren aufzusprengen. Und wenn er laut redet über Berg und Tal, dann zittert Berg und Tal, und das blasse Menschenkind schweigt in tiefem Schauer; es weiß, wer redet» (Jeremias Gotthelf, Die Wassernot im Emmental). An den Gelegenheitspredigten (*sermones casuales*) ist es, diese Rede des Höchsten auszulegen und dem Gewissen einzuschärfen, nicht zuletzt aber auch, sie festzuhalten. Da diese Ansprachen, selbst eine «Mäusepredigt» vom Jahre 1661, häufig in wohlfeilen Einzeldrucken erschienen, sind sie, von ihrem Zweck als Seelsorge einmal abgesehen, Zeugnisse, deren Quellenwert für die historische Erforschung der «Mentalitäten» mehr noch als der Fakten heute erst langsam gesehen wird.

III. Zur Geschichte der Predigt

Zum Vortrag von der Kanzel bestimmt, ist die «laute Verkündigung» der Predigt (von lat. *praedicare*, ahd. *predigôn*) über Jahrhunderte hin nahezu ausschließlich in Versionen überliefert, die der gesprochenen Rede bestenfalls sehr nahekommen. Oft ist die Rede nur zu erahnen und mitunter auch dies nicht mehr. Das heißt, geschichtlich zurückverfolgen läßt sich eigentlich nicht die Predigt als Kanzelrede, wie sie gehalten wurde, sondern einzig die Predigt-Literatur.

Der Prediger kann den Text redigiert und ausdrücklich autorisiert haben. Vielfach sind es andere, die sein Werk sammeln, bearbeiten und keineswegs authentisch veröffentlichen. Abschrift und Druck der Predigt dienen der privaten Lektüre. Sie werden im klösterlichen Konvent und in der Familie auch vorgelesen. Hauptsächlich aber ist die Predigtsammlung (Homiliar, Postille) an jene unerfahrenen, wenig gebildeten und zeitlich überforderten Priester adressiert, die darin Anregung suchen, sich frei bedienen oder die fremde Predigt gar zur eigenen machen sollen. Das alles zum Ärger vieler Predigtlehrer. Augustinus hat solchen «frommen Raub» in Schutz genommen (*De doctrina christiana* IV,62). In seinem Sinne werden unter Karl d. Gr. selbst die Bischöfe verpflichtet, zur Verbesserung der Predigt sich Sammlungen patristischer Homilien anzuschaffen. Anders werden die armen «Postillenreiter» vielfach mit Spott und Hohn überzogen, und es gilt als «Zeichen einer sehr ungelehrten Armuth, wann einer der predigen soll, all seine Geschicklichkeit auß den Postillen, Sermonen, Predigten, Außlegungen herauß klaubt und zusammen flickt» (J. Drexel). Auf dem Markt erscheinen Predigten, oft mit größtem Erfolg (Abraham a Sancta Clara), in die Formen des Traktats und der Andacht umgesetzt.

Die deutsche Predigt, die bis ins 12. Jahrhundert nur in spärlichsten Zeugnissen bruchstückhaft oder bloß indirekt als Reflex in geistlicher Dichtung zu fassen ist, steht anfangs und für lange Zeit vor dem Problem der Übersetzung und allmählichen Übernahme. Das immense Gut patristischer Tradition (Ambrosius, Augustinus, Gregor d. Gr., Hieronymus...) ist zum Zweck der Mission und der ersten, einfachsten Glaubenslehre in die ungefüge eigene Rede mühevoll aufzunehmen, in eine Sprache, einen Geist heißt das und eine Bildwelt, denen die theologisch-rhetorische Kultur dieser Erbschaft tief fremd ist. Eine Aufgabe für Jahrhunderte, stellt so die Ausbildung der volkssprachlichen Predigt eine Schule deutscher Prosa dar, und nicht zuletzt ihr verdankt sich auch

die spätere Kunst dieser Prosa. Latein ist das Idiom der Kirche, ihrer Theologie und aller Lehre und Bildung bis weit in die Neuzeit hinein. Auf der Kanzel jedoch ist gleichsam stammelnd und ständig auf die Gefahr der Ungenauigkeit und des Mißverständnisses hin deutsch (*rustica theotisca lingua*) zu reden. «Verstet ir min tiutsche», vergewissert sich auch noch Berthold von Regensburg im späteren 13. Jahrhundert immer wieder. Denn nur zu gut weiß er um das Gefälle zwischen den Sprachen. «Wan (denn) wir haben vil wort in der latîne, diu wir in tiutsche niemer ûz kûnnen gelegen wan (es sei denn) mit gar vil umbede: wir sîn in latînischer sprâche gar rîche und haben vil rede mit kurzen worten begriffen, dâ man in tiutscher sprâche vil muoz gereden.» Die lateinische Kloster- wie die Schulpredigt, der scholastisch-gelehrte Sermon des Hoch- und Spätmittelalters (Albertus Magnus, Thomas von Aquin, Bonaventura, Nikolaus Lyra), ist dieser Not enthoben.

Aus dem 11. Jahrhundert haben sich Teile deutscher Predigtsammlungen erhalten. Das erste geschlossene Corpus, das *Speculum ecclesiae* aus Benediktbeuren, datiert erst vom mittleren 12. Jahrhundert: siebzig schlichte, nach lateinischen Vorlagen gefertigte Musterpredigten, in denen jenes naturkundliche, legendarische und mythologische Beiwerk, das schon bald üppig gedeihen und wuchern wird, eine diskrete Zutat ist.

Bis ins 13. Jahrhundert bleibt alles Vorspiel. Dann aber, mit den beiden Bettel- und Predigerorden der Dominikaner und der Franziskaner, nimmt die Predigtstätigkeit in der ganzen Kirche einen ungeahnten, bereits den Zeitgenossen fast unglaublichen Aufschwung. Vom Geist des heiligen Bernhard von Clairvaux geleitet, geht stiller die Predigt der Zisterzienser in diesem epochalen Aufbruch mit. Sie ist zu studieren am Beispiel des St. Georgener Predigers, einer Sammlung von 39 Ansprachen, die jene «kint» betreuen, «die unser herre in cloestern hat». Frauen- oder Männerklöster können gemeint sein; die weitere Ausstrahlung in die Welt der Laien verrät die handschriftliche Überlieferung. Über das klösterliche Leben wird belehrt, über Askese, Gebet, Betrachtung (beschowede) und Heiligung. Im ganzen stellt dieses Predigtwerk aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts ein Dokument zisterziensischer Spiritualität dar, wie es ursprünglicher und reiner das ganze deutsche Mittelalter nicht kennt.

Mit Berthold von Regensburg (um 1210–1272), der als berühmter Wanderprediger in halb Europa tätig ist, der in Städten und an Höfen, «in silvis et campis» vor Hunderten und vielen Tausenden die Kanzel

besteigt, mit diesem Mann aus dem Orden der Minderbrüder wird erstmals eine Predigergestalt biographisch-literarisch plastisch. In seinem deutschen Predigtwerk, das sich zum Teil an geistliche Frauen, hauptsächlich aber ans Volk und alle sozialen Stände richtet, tritt mit jedem Wort ein Temperament hervor, das – in seiner Vitalität, mit der Bitterkeit des Witzes, zumal aber mit seiner Strenge, seinen Härten und Grobheiten – völlig einzig ist. Eine großartige und zugleich erschreckende Monotonie regiert im Ganzen dieser Predigt, die nichts so sehr ist wie Sitten- und Gerichtspredigt, Lasterschelte, Mahnung zu Beichte und Buße. Die Gerechtigkeit hat das Wort; vom gnädigen Gott mögen andere reden. Die theologische Lehre, die im größeren lateinischen Teil des Bertholdschen Werkes durchaus präsent ist, tritt hier, fast als wäre sie Luxus, gänzlich zurück. Sünde und Laster, Geiz (gîtikeit) und Habgier, die als das dämonische Grundübel der Zeit, der Zeit des städtischen Geldes und seiner Macht, gesehen werden, alles tritt in der Diagnose wie in der geforderten Remedur real hervor, die Welt (der Sünde) bekommt Farbe und Zeichnung. Von der Homilie, die sich in Ruhe über die Schrift beugt, weit entfernt, ruft, eifert und droht in dieser Franziskanerpredigt einer wie in prophetischem Auftrag.

Dagegen nun und grundverschieden die Predigt der deutschen Mystik, die sich den hohen «lesemeistern» des Dominikanerordens verdankt: eine Sphäre subtilster und sublimster Spekulation, kreisend um das eine, letzte Ziel einer Erfahrung Gottes in der *unio mystica*. Dem Höchsten, das jeden Begriff transzendiert, soll doch in der Vernunft (per intelligentiam) begegnet werden. Ein Corpus dominikanischer Predigten von der Mitte des 14. Jahrhunderts hebt in seinem Titel, *Paradisus animae intelligentis*, ab auf den Gegensatz zwischen dieser spekulativen Mystik der Dominikaner und der seraphisch-affektiven der Franziskaner. Bei allen Differenzen zwischen den dreien, für Meister Eckhart (1260–1327), Johannes Tauler (1300–1361) und Heinrich Seuse (1295–1366), den «geistlichen Minnesänger» (W. Scherer), läßt im mystischen Aufstieg die «vernünftige Seele» die «liebende» unter sich. Nicht «minne» ist die oberste Seelenkraft – «es ist bekenntnisse (Erkenntnis), sprechin die predigere (die Dominikaner), und haben wor». Doch so oder anders gedacht, die mystische «vereinunge» bleibt ein Gnadengeschehen und ist niemals zu lösen von der «abegescheidenheit» (ein Wort Eckharts), in der die Seele alles Fremden und Eigenen «ledig» wird. Was «unaussprechlich» ist, zu sagen und es in den Frauenklöstern des Ordens verständlich zu machen, diese Paradoxie im Grunde forciert die

Rede an die Grenzen der gegebenen, in philosophisch-theologischer Tradition und älterer Mystik (Mechthild von Magdeburg) auch vorgegebenen Sprache und zwingt sie, diese mit den Mitteln der Neu- und Umprägung, der Abstraktion, der Dynamisierung und Verfeinerung unerhört auszuweiten. Künftigem Denken, christlicher Spiritualität und bald auch der weltlichen Gesittung eine Eröffnung ohnegleichen, ist die Predigt der Mystiker in der Geschichte der Sprache, des Denkens, Fühlens und nicht zuletzt der Dichtung in deutscher Sprache einer der eminenten Augenblicke. Auch so bewähren sich diese «lesemeister» zugleich als «lebemeister».

Je nach Konfession wechselt die Beurteilung der Verkündigung im 15. Jahrhundert. Sicher aber handelt es sich nicht um jenen einzigen Niedergang, der in Martin Luther endlich den Richter gefunden hätte. Die disparate Fülle des Überlieferten – hier der scholastische Sermon, dort der burleske Kanzelschwank, Buß-, Volks- und Wanderpredigten, die konziliaren Reformpredigten und gleichzeitig die billige Ablaßkrämerei –, die widersprüchlichsten damaligen Zeugnisse zur homiletischen Praxis, auch zum Bildungsstand des Klerus, die hohe Zahl der Predigtdrucke, die häufige Einrichtung städtischer Prädikaturen, alles legt größte Zurückhaltung nahe. Wo es um das Bildlose schlechthin geht, ist das Bild mit Bildern auszutreiben, «bild mit bilden ustriben», heißt die paradoxe mystische Forderung. Anders hält es die volkstümliche Predigt mit dem Bild und jeder möglichen Verbildlichung. Johann Geiler von Kaysersberg (1445–1510), der humanistisch gelehrte, hochgeschätzte Straßburger Münsterprediger, nimmt das Brüllen eines Löwen, der 1507 in der Stadt zur Schau gestellt wird, zum Anlaß für einen eigenen «emblematisch»-allegorischen Predigtzyklus. Derartige Bindung ans Bild und alles Sinnliche ist dieser Zeit gemäß; daß sie drum in jedem Fall zur törichten «Lachpredigt» (Lichtenberg) führen müßte, heißt das nicht. Aufs Ganze gesehen, mit einem hervorragenden Kenner der Materie: «Es herrscht da nicht nur, wie es vorhandene Übersichten vorspiegeln, öde Breite, blutleere Dogmatik und forcierte Rhetorik, kurzum ‹Verfall›» (K. Ruh).

Martin Luther (1483–1546), von dem sich rund 2000 Predigten, meist Nachschriften, erhalten haben, bindet sich ausschließlich ans offenbarte Wort: «Nihil nisi Christus praedicandus.» Nur von Christus hat die Predigt zu reden. Indem er manche Predigttradition verabschiedet – die Reformation führt auch das Schisma christlicher Verkündigung herauf –, schließt Luther mit dieser radikalen Rückbesinnung auf

Christus als das einzige Subjekt, den einzigen Gegenstand und das Grundmaß jeder Predigt zugleich an bei den großen Predigern und Predigtlehrern der Kirche.

Weder ist die Gemeinde das Subjekt, das in der Kanzelrede sich ausdrücke (Schleiermachers romantische Konzeption), noch ist es der Prediger, vielmehr tritt, «von oben herab gegeben», Gottes Wort an beide heran, um mit und an ihnen zu handeln. Will er sein heiliges Amt nicht veruntreuen, dient der Prediger und ist bloßes «Rüstzeug», im Dienst am Wort zutiefst enteignet. Luther: «Ich kome nicht in die Seelen der Menschen, so mich hören, Ich erneuere auch nicht der Menschen Seel und Hertzen. Gott aber, Der das Predigen eingesetzt und mir das Wort gegeben hat, wil durchs Wort, welchs Er durch mich als seinen Rüstzeug Predigen leßt, wircken, den heiligen Geist geben, der Menschen Hertzen erleuchten und erneuern.» Christus ist der Gegenstand der Predigt, und zwar so sehr der einzige (*solus Christus*), daß alles, was in der Predigt nicht ihn erscheinen läßt, Mißbrauch ist: unerheblich oder doch nur getrübert, schwacher Abglanz. Wenn aber Christus zu verkünden das ganze «ministerium Verbi» ausmacht, dann kann wiederum nur er dessen Maß sein, Christus als die vollendete Demut und Einfalt. Denn «wie hat doch unser Herr Christus Fleiß gehabt, daß er einfältig lehrete! Von Weinstöcken, von Schäflin, von Bäumen etc. brauchte er Gleichniß; Alles darum, daß es die Leute verstehen, fassen und behalten könnten.» Die Predigt als eine Kunst, Predigtlehre als eine *ars*? Für den Reformator ist sie das in der Nachfolge Christi, und anders nicht. «Einfeldig zu predigen, ist eine große kunst.»

Rein dem Evangelium als dem *solum verbum* verbunden, hält Luthers Predigt sich an den Text und ist bei aller Freiheit der Form stets Schriftauslegung, oft nur eines «Spruchs». Aber eben diese Treue zum Wort kann niemals den philologischen und rhetorischen Furor wollen, dem ein Teil der protestantischen Predigt im 16. und 17. Jahrhundert verfällt. Predigten werden kommen, die sich von philologisch-textkritischen Vorlesungen kaum mehr unterscheiden. Und ein barocker Predigtlehrer kennt an die hundert Möglichkeiten, eine Predigt zu gliedern. Solcher «Methodenrausch» wäre dem Reformator – nicht anders als den Pietisten des 18. Jahrhunderts (Spener, Francke, Albrecht, Öttinger, Zinzendorf) – ein Greuel gewesen. Wenn Luther von Rhetorik (der des Quintilian) einiges und nie übertrieben viel gehalten hat, dann im Geiste des Heiligen Augustinus. «Rhetorica moviret und beweget.» Sie

bringt den Sünder zum Glauben hin in Bewegung (*movere*); sowie sie aber in Geziertheit, Schwulst und scholastischen Künsten sich spreizt, ist sie ihm verhaßt. Luther will zu seinem «Henslein und Elslein» deutsch reden. Dem Volk abgeschaut, ist seine Sprache sinnlich und darum eindringlich: «deutsch und deutlich», klar statt «klug», lieber kürzer als zu lang («Viel mit wenig Worten fein kurz anzeigen können, das ist Kunst»), zu allen (Röm 1,14) so, daß es «dringe und klinge ynns hertz, durch alle sinne». Die Predigt beider Konfessionen ist im 16. Jahrhundert stark dominiert von Polemik, Apologetik und Kontroverstheologie. Der klärenden, in vielem reinigenden Wirkung der Reformation und der lutherischen Verkündigung entziehen sich trotz diesen Spannungen auch die katholischen Prediger nicht.

Die letzte hohe Epoche der Predigt wie der Predigtliteratur, auch exzellenter homiletischer Hilfsmittel, bringen das 17. und frühe 18. Jahrhundert. Die bloßen Zahlen und Auflagen der Drucke, der «allerweitläufigsten Predigt-Bücher», zeugen davon. Noch 1766, zu einer Zeit also, da der Einspruch der Aufklärung, auch innerkirchlich, gegen die barocke Predigt längst erfolgt ist, notiert ein katholischer Autor diesbezüglich: «Es sind fast, in keiner Classe der Künste und Wissenschaften, so viele Bücher gedrucket, als in dem Fache der Prediger» (R. Graser, Vollständige Lehrart zu Predigen). Die aufgeklärte Predigt, die sich selber als «Tugendrede» versteht, den Prediger einen «Lehrer der Rechtschaffenheit» nennt und in der Religion bestenfalls eine «Erziehungsanstalt» sieht, bricht mit dem rhetorischen, theologischen und geistlichen Überschwang des Hoch- und Spätbarock – und bringt, über kurz oder lang, die kirchliche Verkündigung um jenen «Sitz im Leben», jene gesellschaftliche und kulturelle Einbettung, die sie über Jahrhunderte hin unbestritten besessen hat. Nicht daß danach, im 18., 19. und in diesem Jahrhundert, keine Prediger von Bedeutung mehr kämen und Predigten und Predigtsammlungen nicht weiterhin und zum Teil sehr erfolgreich publiziert würden; das Entscheidende liegt ganz anders darin, daß die Predigt im Laufe des 18. Jahrhunderts als geistlich-literarische Form aus dem enzyklopädisch weit gespannten Kreis der jahrhundertealten *literae*, der «Classen der Künste und Wissenschaften», ausscheidet.

Bis zu ihrer Wiederentdeckung im 20. Jahrhundert entging dem Vergessen der katholischen Barockpredigt einzig der famose Abraham a Sancta Clara (1644–1709), gefeierter Prediger am Wiener Hof. Schiller hat ihn für ein «prächtiges Original» ausgegeben. Doch seine Schriften,

theologisch so dürftig, wie sie laut und mit endlosen zwanghaften Sprachspielereien zermürend sind, boten zu einer Revision des aufklärerischen Urteils wenig Anlaß. Erst mit der völligen Neubewertung barocker Kunst und Literatur sind aus diesem Schatten Prediger getreten, die uns mehr und mehr staunen und bewundern lassen. Es ist, als wäre ein ganzer kleiner Kontinent wieder sichtbar geworden, nicht mit lauter purem Gold zwar, aber ungeahnt reich doch an lebendigen Stimmen und Formen der Rede: eine weite Welt des Glaubens und der Frömmigkeit, ernst, überschattet und zugleich innig, überschwenglich, verschwenderisch und oft von einer kindlichen Heiterkeit, einfacher *sermo humilis* in den Volks-, Dorf- und ländlichen «Geipredigen», daneben und häufiger kunstvoll, gesteigert und übersteigert, rhetorisch überladen und insgesamt eben doch ein einzigartiges Fest der Sprache und eine seltene Blüte der Verkündigung und der geistlichen Literatur.

Als homiletische Form tritt die Schriftpredigt zurück, und wohl findet sich da und dort auch eine «allzu keckhe Arth mit der H. Schrifft umbzugehen» (G. Reitmair, *Christliche Lehr-Verfassung*, 1711). Hier und darin, daß sie – in viel «Curiösem», mit tausend Zitaten, mit Rätsel, Sprichwort, Reim und Predigtmärlein, mit Wort- und Lautspielen, den modischen Emblemen und den «geistreichen Concepten» (Concetti) – unzulässig sich veräußert und die Nähe zur Schrift, auf der Kanzel der protestantischen Orthodoxie die erste Pflicht, preisgibt, liegt für diese Verkündigung die Gefahr. Schriftvergessenheit ist ihr dennoch nicht vorzuwerfen. Auf Umwegen, gelegentlich Abwegen, wird die Nähe zur Schrift sehr wohl gesucht und bleibt, heimlich gleichsam, bewahrt. Eine gläubige Nähe ist es, die sich am strengen Begriff schulmäßiger Homilie und Exegese nicht messen läßt. Prokop von Templin (1608–1680), der begnadete Prediger des Kapuzinerordens, spricht davon häufig. In einer Sexagesima-Predigt (*Quadragesimale et Passionale*, 1666) mit diesen Worten:

«O wie schön nutzlich und heilsam ist es, wann man mit vielen Trostreichen Lehren unnd Sprüchen der H. Schrifft im Hertzen, wie mit vielem Getreid auffm Boden, oder mit barem Geld in der Truhen, versehen ist, deren man sich im Fall der Noth gebrauchen, unnd sich zur Zeit der Trubsal darmit trösten kan! O wie dancke ich meinem GOtt umb die große Gnad, daß er sich gewürdigt hat mich armen elenden Erdwurm zu beruffen, unnd zu einen Diener zu machen seines allerheiligsten Worts, daß ich dasselbe darff tractiren singend im Chor, lesend mit meinen Augen, betrachten mit meinem Verstand, behalten mit meiner Gedächtnuß, lieben mit meinem Her-

tzen, verkünden und Predigen mit meinem Mund, schreiben mit meiner Hand, mich darinnen üben mit Leib unnd Seel, solches auch andern Leuten instilliren!»

Die katholische Barockpredigt war ein Finale und ist dahin.- Heute wird die «radikale Krise unserer Predigt» (W. Schütz) konstatiert. Was bleibt in solcher Lage, vorderhand? Für Hans Urs von Balthasar (1905–1988) war es in seinen letzten Jahren dies: «... unsere liebe Müh, wenigstens eine kleine Homilie hinzukriegen, die m. E. nichts sein soll als eine Aktualisierung, Näherung des eben gehörten Evangeliums. Kleine Räume für die wenigen noch Getreuen, genaues Hinhorchen auf das WORT – mehr ist heute weder möglich noch gut.»

Bibliographie

- KEHREIN, J., Geschichte der katholischen Kanzel-Beredsamkeit der Deutschen von der ältesten bis zur neuesten Zeit, 2 Bde. Regensburg 1843.
- CRUEL, R., Geschichte der deutschen Predigt im Mittelalter. Detmold 1879 (Ndr. Darmstadt 1966).
- LINSENMEYER, A., Geschichte der Predigt in Deutschland von Karl dem Großen bis zum Ausgange des vierzehnten Jahrhunderts. München 1886 (Ndr. Frankfurt a. M. 1969).
- NIEBERGALL, A., Die Geschichte der christlichen Predigt, in: Liturgia – Handbuch des Evangelischen Gottesdienstes, II. Kassel 1955, S. 182–353.
- SCHLIER, H., Wort Gottes. Eine neutestamentliche Besinnung. Würzburg 1958.
- BARTH, K., Homiletik. Wesen und Vorbereitung der Predigt. Zürich 1966.
- SCHNEYER, J.B., Geschichte der katholischen Predigt. Freiburg i. Br. 1969.
- SCHÜTZ, W., Geschichte der christlichen Predigt. Berlin 1972.
- MORVAY, K./GRUBE, D., Bibliographie der deutschen Predigt des Mittelalters. Veröffentlichte Predigten. München 1974.
- HERZOG, Urs, Geistliche Wohlredenheit. Die katholische Barockpredigt. München 1991.
- GÄBLER, U., «Auferstehungszeit». Erweckungsprediger des 19. Jahrhunderts. Sechs Porträts. München 1991.